
Dossier
Islam in der Schweiz



Islam in der Schweiz

(mc) Schon als die SAGW im Jahre 2002 die Tagung unter dem Titel «Muslime in der Schweiz – Les musulmans de Suisse»¹ durchführte, war eines der wichtigsten Ziele, «den Dialog zwischen Muslimen und anderen kulturellen und religiösen Gemeinschaften in der Schweiz zu fördern und damit zum besseren gegenseitigen Verständnis beizutragen». Rückblickend stellt sich die Frage, wie sich die Situation für die muslimische Bevölkerung und ihre Akzeptanz in der Schweiz und in Europa in den vergangenen 15 Jahren entwickelt hat.

Grundsätzlich herrscht in Europa und auch in der Schweiz seit längerer Zeit ein rauer gesellschaftspolitischer Diskurs zum Thema Islam, der die Medienberichterstattung dominiert. In der Schweiz haben folgende Abstimmungen und Debatten die Meinung von Politik und der Gesellschaft gegenüber den Muslimen und dem Islam in der Schweiz massgebend geprägt: die Abstimmung «Gegen den Bau von Minaretten» am 29.11.2009, die Abstimmung vom 9.2.2014 «Gegen Masseneinwanderung» sowie die gegenwärtigen Initiativen für kantonale oder nationale Verhüllungsverbote («Burkaverbot»).

Zurzeit stellen sich auf politischer Ebene vermehrt Fragen nach dem Verhältnis der Religionen untereinander oder dem Umgang mit religiösen Fragen an den Schulen. So steht die Schaffung einer Anlauf- und Koordinationsstelle für Kantone, Religionsgemeinschaften und betroffene Bürgerinnen und Bürger zur Diskussion. Sie wäre für eine kohärente Haltung innerhalb des Bundes zuständig und würde möglicherweise im Bundesamt für Justiz angesiedelt².

Dossier Islam in der Schweiz

31

- 31** Islam in der Schweiz
- 35** Islamdebatten in einer postsäkularen Schweiz. *Hansjörg Schmid*
- 37** Anerkennung des Islams in der Schweiz
Reinhard Schulze
- 39** Wie aus Migranten Muslime wurden
Philipp Lutz
- 41** Jung, muslimisch, eigenständig
Andreas Tunger-Zanetti
- 43** «Wir sind Opfer von Heimatländern»
Interview mit Mustafa Memeti
- 48** Ein Dach für Stadtentwicklung und Friedensvision. *Gerda Hauck*
- 50** Muslimische Organisationen in der Schweiz
Montassar BenMrad
- 53** Gesellschaftliche Integration von Muslimen
Thomas Kessler
- 55** Zur Psychologie der «Moslem-Essenz»
Rebekka Ehret
- 57** Weder Diskriminierung noch Opferrolle
Walter Leimgruber
- 59** Voiler et dévoiler la femme musulmane dans l'art. *Silvia Naef*
- 61** SAGW-Jahresversammlung zum Thema «Islam in der Schweiz»

¹ www.sagw.ch/publikationen

² NZZ vom 4.2.2017.

Früherkennung von Radikalisierungstendenzen

Zur Früherkennung von Radikalisierungstendenzen gründeten die Kantone Basel-Stadt und Basel-Land ihrerseits eine Task Force, die sich aus einem dichten Netzwerk zusammensetzt. Alle betroffenen Stellen (Schulen, Religionsgemeinschaften, Sozialbehörden, Kesb, Polizei und Nachrichtendienst) sind hier optimal miteinander verflochten. Eine solche kantonsübergreifende Zusammenarbeit ist bisher einzigartig in der Schweiz. Allerdings sind auch in anderen Kantonen und Städten Anlaufstellen für Schulen, Angehörige, Sozialbehörden, Beratungsstellen oder Sportverbände vorhanden (Genf, Bern, Winterthur). Beim geringsten Verdacht auf Radikalisierung sollte sofort gehandelt und auf die Person zugegangen werden. Diese Überzeugung vertritt auch der dritte Bericht der Arbeitsgruppe «Terrorist Tracking» (Tetra)³. Die Arbeitsgruppe ist auf nationaler Ebene für Terrorismusbekämpfung zuständig.

Jugendliche sind kritischer als angenommen

Solche politischen Entwicklungen beeinflussen die Politik und die Gesellschaft. Wie das Forschungsprojekt «Imame, Rapper, Cybermuftis»⁴ festgestellt hat, ziehen junge Musliminnen und Muslime ihre Lebensumstände in der Schweiz in Betracht, wenn es um Fragen zu ihrer Religion geht. Sie reagieren unterschiedlich auf die sie umgebende kritische Umgebung, und einige von ihnen beginnen, vertiefte Fragen zu ihrer Religion zu stellen. Ergebnis der Studie ist, dass die jungen Musliminnen und Muslime in der Schweiz mit den Aussagen religiöser Autoritäten deutlich kritischer umgehen als bisher angenommen und dass sie dem Internet mit grosser Skepsis begegnen. Auch in Fragen der Religion ist den Jugend-

lichen der persönliche Kontakt wichtig und sie haben unterschiedliche Vorstellungen vom künftigen Schweizer Islam. Eine weitere Erkenntnis der Studie ist, dass öffentliche Organisationen wie der Islamische Zentralrat Schweiz oder das Forum für einen Fortschrittlichen Islam für die meisten muslimischen Jugendlichen keine oder kaum eine Rolle spielt. Wie auch in anderen Studien zu Migrationsreligionen in Westeuropa konnte die Schweizer Studie nachweisen, dass die Jugendlichen der Religion der Eltern kritisch gegenüberstehen und sie auf individuelle Art und Weise interpretieren.

Muslimische Zentren und Begegnungsorte

Eine Anlaufstelle für aktuelle gesellschaftliche Fragen zum Islam in der Schweiz stellt das Schweizerische Zentrum für Islam und Gesellschaft (SZIG) der Universität Freiburg dar. Das Kompetenzzentrum sieht als seine zentrale Aufgabe, Fragen des muslimisch-religiösen Selbstverständnisses aufzugreifen und Lösungsvorschläge für gesellschaftliche Herausforderungen zu erarbeiten. Das interfakultäre Institut der Theologischen, Rechtswissenschaftlichen und Philosophischen Fakultäten der Universität Freiburg setzt sich mit gesellschaftlichen Fragen aus einer muslimischen Perspektive auseinander.

Mit dem Musée des civilisations de l'islam in La Chaux-de-Fonds hat Nadia Karmous, die Präsidentin des Institut Culturel Musulman de Suisse (ICMS) und Direktorin des Museums, einen Begegnungsort mit der islamischen Geschichte und der islamischen Welt geschaffen.

Eine Zusammenarbeit zwischen der Philosophischen Fakultät, dem Asien-Orient-Institut, der Abteilung Islamwissenschaft, der Theologischen Fakultät und dem Religionswissenschaftlichen Seminar hat an der Universität

³ <https://www.ejpd.admin.ch/dam/data/fedpol/aktuell/news/2017/2017-03-14/tetra-ber-d.pdf>

⁴ «Hallo, es geht um meine Religion!», www.unilu.ch/imracy

Zürich zur Gründung einer neuen, zunächst auf drei Jahre geplanten Gastprofessur für Islamische Theologie und Bildung geführt. Dabei sollen bisher kaum im akademischen Raum diskutierte Fragen wie Themen der islamischen Theologie und Bildung im kulturellen, religiösen und weltanschaulichen Kontext Europas aufgegriffen werden.

Auch die Universität Luzern will den Dialog mit dem Islam stärken. Neben dem bereits seit über 40 Jahren existierenden Institut für Christlich-Jüdische Forschung sowie dem seit bald 20 Jahren bestehenden Ökumenischen Institut wurde ein Zentrum für komparative Theologie gegründet und eine befristete Assistenzprofessur für Islamische Theologie geschaffen. Dadurch soll der Dialog zwischen den drei Religionen Christentum, Judentum und Islam verbessert und deren Akzeptanz untereinander vergrössert werden.

Interreligiöser Dialog

Im Jahre 2014 wurde mit dem Haus der Religionen am Europaplatz in Bern ein Ort des Gesprächs und der Begegnung zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen und religiösen Gemeinschaften gegründet. Die fünf Weltreligionen, Aleviten, Buddhisten, Christen, Hindus und Muslime, haben im Haus der Religionen ihre eigenen Kulträume eingerichtet. Unter dem gleichen Dach sind auch die Baha'i, das Judentum und die Sikh vertreten. Der Verein «Haus der Religionen – Dialog der Kulturen» organisiert den Dialog der Kulturen unter den verschiedenen Religionsgemeinschaften, Kulturschaffenden und Bildungsinstitutionen.

Die Wichtigkeit des interreligiösen Dialogs und die respektvolle und tolerante Begegnung mit Personen anderen Glaubens unterstreicht auch das Programm

«Enseignement des cultures religieuses et humanistes» (ECRH), welches der Kanton Neuchâtel im Nachgang der Massaker der Sonnentempler entworfen hat. Das Programm umfasst einen historischen Zugang sowie einen komparativen und interdisziplinären Ansatz. Die Schüler sollen sich Kenntnisse über die grossen Weltreligionen und Denkströmungen aneignen und anderen Meinungen und Menschen respektvoll begegnen.

Dialog ist weiterhin wichtig

Rückblickend kann gesagt werden, dass die bereits vor fünfzehn Jahren geäusserte Forderung nach einem Dialog der Religionen nichts von ihrer Aktualität verloren hat. In der heutigen Gesellschaft begegnen viele dem Islam entweder mit strikter Ablehnung oder mit Desinteresse. Beide Extrempositionen sind nicht gut. Notwendig sind Information sowie Kenntnis und Verständnis gegenüber dem Islam und dessen Vertreterinnen in der Schweiz. Nur so können Letztere in die Gesellschaft integriert, aber auch Radikalisierungstendenzen frühzeitig erkannt werden. Die in den letzten Jahren entstandenen und oben kurz erwähnten Orte der Begegnung und Bildung sind eine Entwicklung in die richtige Richtung. Offen bleiben allerdings Fragen nach einem innerreligiösen Dialog der Muslime untereinander, der, unabhängig von Ausrichtung und Ursprungsländern, geführt wird. Besonders betroffen sind die jungen Musliminnen und Muslime, wenn sie sich als religiöse Minderheit, die zudem häufig negativ in den Schlagzeilen auftaucht, und unabhängig davon, ob sie praktizierend sind oder nicht, ständig selbst und die religiöse Position anderer rechtfertigen müssen. Die Studie der Universität Luzern zeigt auf, dass zwar der Grossteil der interviewten jungen Muslime ein ambi-

34 valentes Verhältnis zu Staat und Gesellschaft der Schweiz hat und sich nicht uneingeschränkt zugehörig fühlt. Andererseits sehen beinahe alle der interviewten Muslime ihre Zukunft in der Schweiz und wünschen sich, dass sie als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft anerkannt werden. Prekalp (m, 30) wünscht sich gar, dass eines Tages die Muslime so stark in die Schweizer Gesellschaft integriert sein werden, dass ihr Fehlen eine Lücke reissen und die Leute zueinander sagen würden: «Du, wir haben jetzt ein Problem, die Muslime sind nicht mehr da.»

Der Islam im Fokus der SAGW

Die SAGW rückt im laufenden Jahr den Islam in den Fokus und möchte mit ihren Aktivitäten die Diskussion zum Islam und die Reflexion über die Musliminnen und Muslime und deren Situation in der Schweiz informiert anregen. Das Dossier unseres Bulletins gibt einen Überblick über Diskussionspunkte und -thematiken, die wir an der Veranstaltung «Aspekte einer Weltreligion» vom 8. Mai

2017 an der Universität Bern sowie an der öffentlichen Veranstaltung der SAGW-Jahresversammlung (Programm auf Seite 61) und in der Veranstaltungsreihe «Islam in der Schweiz» vertiefen möchten. Dabei wünschen wir uns faktenbasierte Diskussionen und Debatten engagierter Referierender, die sich, frei von Emotionen und politischen oder persönlichen Ressentiments, mit dem Islam und dessen Vertreterinnen auseinandersetzen und ehrliches Interesse am Menschen und an dessen Religion zeigen.

Islamdebatten in einer postsäkularen Schweiz

Hansjörg Schmid, Direktor des Schweizerischen Zentrums für Islam und Gesellschaft, Freiburg

Islamdebatten sind Projektionsflächen einer postsäkularen Gesellschaft, die sich anhand des Islams über sich selbst und den Stellenwert von Religion allgemein verständigt. Postsäkulare bedeutet gerade nicht die Bestreitung einer modernen, ausdifferenzierten Gesellschaft, sondern im Anschluss an José Casanova und Jürgen Habermas die Neuentdeckung von Religion in einem säkularen und pluralistischen Rahmen.

Unbestritten sind dabei Tendenzen einer weitreichenden Individualisierung, die auch die Muslime erfasst. Dies steht im Widerspruch zu öffentlichen Debatten, in denen Muslime weitgehend als starres Kollektiv wahrgenommen und auf bestimmte Themen und Positionen etwa in Gender- oder Erziehungsfragen festgelegt werden. Als Gegenbild zu radikalen und anpassungsresistenten Formen von Islam wird häufig von aussen das Idealbild eines Reformislams konstruiert, das Religion weitgehend im privaten Raum verortet und sich wie ein überkommenes Modernisierungsnarrativ liest.

Postsäkulare Gesellschaften sind hingegen dadurch gekennzeichnet, dass gleichzeitig sehr gegensätzliche Entwicklungen in Bezug auf die öffentliche Rolle und Sichtbarkeit von Religion stattfinden. Dies trägt vielfach zu einer Verunsicherung bei. Auch wenn die Zahl der Konfessionslosen in der Schweiz stetig wächst, wird gerade aufgrund des Islams Religion wieder zu einem Thema öffentlicher Diskurse. Religion wird gleichzeitig angefeindet und als gesellschaftliche Ressource neu entdeckt. Dies stellt die Religionen und ihre Institutionen vor sehr hohe kommunikative Anforderungen, da sie verschiedene interne und externe Kommunikationszusammenhänge gleichzeitig zu bedienen haben. Sie müssen sich auf die Spielregeln öffentlicher Diskurse und ihre Terminologien einlassen, ohne dabei das Proprium ihrer religiösen Sprache aufzugeben. Angehörigen von Religionsgemeinschaften, die noch weitgehend auf ihre soziale Anerkennung warten und auf Negativerfahrungen in solchen Debatten zurückblicken, fällt es in der Regel schwerer, gelassen mit

Kritik umzugehen, als dies etwa aus der Warte einer etablierten Kirche möglich ist. Letztlich stehen aber alle Teile der Gesellschaft vor der anspruchsvollen Aufgabe, sich auf eine neue Vielfalt religiöser wie säkularer Stimmen einzustellen und vorzubereiten.

Gegendiskurse und soziale Aktivitäten

Differenzierende Gegendiskurse zu den verbreiteten Mechanismen der Islamdebatten finden nur schwer Gehör. Im Bereich der Integrationsförderung, der Prävention gegen Radikalisierung und des interreligiösen Dialogs richtet sich der Blick inzwischen verstärkt auf soziale Aktivitäten muslimischer Organisationen, die sich in folgende Felder gliedern lassen: karitative und humanitäre Aktivitäten, administrative und schulische Unterstützung, Bildung und Information, Freizeit und Sport sowie Mediation und Schlichtung. Viele dieser Aktivitäten sind auf die Gemeindemitglieder ausgerichtet, wie es für Diaspora- oder Migrantenvereine allgemein typisch ist. Diese Angebote können aber auch dazu beitragen, dass sich Muslime in der Schweizer Gesellschaft besser zu orientieren vermögen. An einigen Stellen werden bereits bewusst Grenzen überschritten und Nichtmuslime als Zielgruppe erreicht – vielleicht im Sinne einer zukünftigen muslimischen «Caritas».

Transformation des religiösen Denkens

Wie die Schnittstellen zwischen religiösen Gemeinden und breiter Öffentlichkeit gestaltet werden, ist stets ein Ergebnis von Aushandlungsprozessen. Ein entsprechend der föderalen Struktur der Schweiz stark lokaler Ansatz bildet ein Korrektiv zu den globalen Islamdebatten, indem Konfliktsituationen entscheidend durch ihre Akteure mitgestaltet und gedeutet werden. Konkrete Projekte und Kooperationen etwa im Bereich der Seelsorge in öffentlichen Einrichtungen können den Blick dafür öffnen, dass sich häufig gerade in Bezug auf den Islam unterstellte Gegensätze von Religion und Säkularität überwinden lassen. Der Blick auf Entwicklungen des Bal-

kan-Islams in den letzten 150 Jahren, in dem die grösste Gruppe der Muslime in der Schweiz ihre Wurzeln hat, zeigt zudem, dass die Interaktionen zwischen modernem Staat und Religion auch den Islam entscheidend geformt haben und welche Transformationen des religiösen Denkens dadurch möglich wurden.

Kritisch-konstruktive Debatten fördern

Muslime können also auf zahlreiche religiöse Ressourcen aus diesen und anderen Erfahrungsräumen zurückgreifen, um ihren Ort in einer postsäkularen Gesellschaft zu finden. Die intellektuellen Debatten hierzu befinden sich noch in den Anfängen. Meist ist der Diskurs der Muslime reaktiv, was wiederum Machtverhältnisse und teils ritualisierte Interaktionen reproduziert. Muslimische Positionierungen zu allgemeinen gesellschaftlichen Themen wie Ökologie, Wirtschaft oder Medizinethik, die religiöse Sinnentwürfe herausfordern, finden sich in der Schweiz noch wenig. Je mehr gesellschaftliche Debatten von wechselseitiger Neugierde, einem kritisch-konstruktiven Klima und Pluralitätskompetenz der verschiedenen Akteure geprägt sein werden, desto eher besteht die Chance, dass es auch Raum für solche Stimmen gibt.

Zum Autor

Hansjörg Schmid



Dr. Hansjörg Schmid ist Professor für interreligiöse Ethik und Direktor des Schweizerischen Zentrums für Islam und Gesellschaft an der Universität Freiburg. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich von politischer Ethik und Islam in Europa. Er ist Gründer und war bis 2014 Koordinator des wissenschaftlichen Netzwerks Theologisches Forum Christentum – Islam.

Literatur

- Behloul, Samuel, Islam-Diskurs nach 9/11. Die *Mutter* aller Diskurse? Zur Interdependenz von Religionsdiskurs und Religionsverständnis, in: Müller, Wolfgang (Hg.), Christentum und Islam. Plädoyer für den Dialog, Zürich 2009, 229–268.
- Casanova, José, Europas Angst vor der Religion, Berlin 2013.
- Habermas, Jürgen, Zwischen Naturalismus und Religion. Philosophische Aufsätze, Frankfurt 2005.
- Schmid, Hansjörg/Schneuwly Purdie, Mallory/Lang, Andrea, Islambezogene Weiterbildung in der Schweiz – Bestandsaufnahme und Bedarfsanalyse/Formations continues sur l’islam en Suisse – Etat des lieux et analyse des besoins, Freiburg 2016, http://www.unifr.ch/szig/assets/files/Download/2016_schlussbericht_islambezogene_weiterbildung_schmid_schneuwlypurdie_lang.pdf

Anerkennung des Islams in der Schweiz

Reinhard Schulze, Islamwissenschaft und
Neuere Orientalische Philologie, Universität Bern

Ob Religion eine reine Privatangelegenheit ist oder eine gesellschaftlich definierte Rolle in der Öffentlichkeit spielen kann, ist umstritten. Der Islam liesse sich aber besser integrieren, wenn er mittels Leistungsvereinbarung finanziell gestützt und gesellschaftlich verpflichtet würde.

In der Schweiz wetteifern Säkularismus und Laizismus um den rechten Umgang mit der Religion. Während der Laizismus schlicht behauptet, es sei für den Frieden und die Freiheit in einer Gesellschaft am besten, die Religion träte öffentlich nicht mehr in Erscheinung, sondern sei auf das Private zu beschränken, sucht der Säkularismus nach einer ausgewogenen Friedensordnung zwischen Religion und Gesellschaft, die der religionsneutrale Staat zu garantieren habe. Der Säkularismus anerkennt damit, dass Religion auch in der Öffentlichkeit eine Rolle spielen dürfe. Allerdings gibt es hierfür Bedingungen: Religiöse Akteure müssten auf den Anspruch verzichten, die Regeln des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu bestimmen. Völlig ausgeschlossen wäre auch ein Anspruch, selbst staatliche Funktionen hinsichtlich solcher Regelungen zu übernehmen. Als Ausgleich für diesen Verzicht wurde dem Staat die Möglichkeit geschaffen, Religionen rechtlich anzuerkennen und damit zu privilegieren.

Vom Religionsprivileg zu den Anerkennungskriterien

Diese säkulare Ordnung von Staat, Religion und Gesellschaft wurde im späten 19. Jahrhundert massgeblich. Wie die vielen Varianten in den westeuropäischen Ländern belegen, gibt es keine einheitliche Vorstellung, wie diese säkulare Ordnung im Detail auszusehen habe. Dies berührte vor allem die Frage, ob es ein Anerkennungsprivileg für eine bestimmte Religionsgemeinschaft geben könne. Die skandinavischen Länder, England und bis vor einigen Jahren auch Italien, Spanien und Irland privilegierten bestimmte christliche Konfessionen. Auch manche Kantone in der Schweiz kennen noch ein solches

Religionsprivileg. Diese Privilegierung hatte meist historische Gründe und wurde nicht aufgrund einer Güteprüfung der jeweiligen Religion bestimmt. Als Anfang der 1970er-Jahre mit der öffentlich-rechtlichen Anerkennung jüdischer Gemeinden in Basel erstmals eine nichtchristliche Religionsgemeinschaft öffentlich-rechtlich anerkannt wurde, änderte sich diese gewohnte Religionsordnung. Nun wurden mehr und mehr Kriterien bestimmt, denen die Religionsgemeinschaften zu entsprechen hätten, um in den Genuss einer öffentlich-rechtlichen Anerkennung zu gelangen. Demnach haben Religionen, wenn sie in den Genuss staatlicher Anerkennung kommen wollen, selbst die Schweizer Rechtsordnung anzuerkennen, müssen interne demokratische Struktur aufweisen, für finanzielle Transparenz Sorge tragen, eine Nachhaltigkeit und eine gewisse numerische Stärke garantieren, den Mitgliedern den Austritt aus der Gemeinschaft ermöglichen und schliesslich eine gemeinnützige Rolle spielen.

Ohne Körperschaft keine Anerkennung

Entscheidend hierbei ist natürlich die Tatsache, dass Religionen an sich hier nicht gemeint sein können, sondern immer nur real existierende Gemeinschaften oder Gemeinden. Das heisst, die Anerkennung bezieht sich stets nur auf Körperschaften, die eine Religionsgemeinschaft vertreten. Daher gilt die mögliche Anerkennung auch nicht dem Islam an sich, sondern Organisationen, die für die Öffentlichkeit erkennbar eine gewisse Repräsentativität im Kontext der islamischen Religionsgemeinschaft vertreten. Insofern ist die Voraussetzung für ein Anerkennungsverfahren die Bildung einer kantonalen Interessensgemeinschaft muslimischer Gemeinden, in deren Rahmen die oben angesprochenen Kriterien tatsächlich zu Richtlinien des Handelns geworden sind. Die konfessionelle und ethnische Differenzierung islamischer Religionsgemeinschaften in der Schweiz stellt allerdings ein Hemmnis hinsichtlich der Bildung einer muslimischen Interessensgemeinschaft dar.

Kriterien werden weitgehend erfüllt

Weniger problematisch ist die erwartete Zustimmung zu den Kriterien, die einer öffentlich-rechtlichen Anerkennung vorausgehen. Für den Grossteil der muslimischen Gemeinden in der Schweiz sind sie zwischenzeitlich zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Allerdings gibt es hier auch noch Nachholbedarf. Dies betrifft vor allem die finanzielle Transparenz und den Nachweis demokratischer Strukturen innerhalb der Gemeindeorganisation. Zwar wird diesem Nachweis auf der Ebene der Dachorganisation weit eher entsprochen, doch gilt er bislang kaum für alle Mitgliedsgemeinden. Hingegen ist es offenkundig, dass die Gemeinden eine nur zu unterschätzende Rolle im sozialen Integrationsprozess spielen. Doch auch hier besteht noch ein gewisser Handlungsbedarf: Aufgrund geringer finanzieller Ressourcen können sich die Gemeinden selten eine Gemeindegemeinschaft leisten, die über das engere Feld der religiösen, moralischen und praktischen Betreuung der Gemeindeglieder hinausgeht.

Leistungsvereinbarungen statt dubiose Geldgeber

Um zu verhindern, dass hier private Finanziere und Sponsoren aus dem Ausland einspringen, deren Finanzgebahren nur selten wirklich transparent ist, könnte im Rahmen eines Anerkennungsverfahrens auch eine Art Leistungsvereinbarung zwischen dem Staat und der Interessensgemeinschaft muslimischer Gemeinden geschlossen werden. Mittels eines Sockelbetrags, der vielleicht zukünftig allen öffentlich-rechtlich anerkannten Landeskirchen zur Verfügung stehen wird, könnten diese muslimischen Interessensgemeinschaften in die Lage versetzt werden, unabhängig von bisweilen dubiosen Sponsoren ihrem Grundauftrag als Religionsgemeinschaft in einer säkularen Ordnung nachzukommen. Dies setzt also nicht die Anerkennung des Islams als Religionsgemeinschaft an sich voraus, schon gar nicht kann der Islam als Landeskirche anerkannt werden. Vielmehr wäre die Bildung einer Vertragsgemeinschaft zwischen einer konkreten muslimischen Interessensgemeinschaft und dem Staat

anzustreben. In dieser vertraglichen Regelung müssten dann auch die Leistungen vereinbart werden, die die Interessensgemeinschaft im Sinne des Gemeinwohls zu erbringen bereit ist.

Bessere Integration durch Anerkennung

Durch den Abschluss einer solchen vertraglichen Regelung erhielten die islamischen Gemeinden in den Kantonen nicht nur Rechtssicherheit, sondern würden auch und zugleich besser in den vielfältigen Aufgabenbereich gesellschaftlichen Lebens integriert. Zudem würde dies die Zustimmung der muslimischen Gemeinden zu einer funktionsfähigen säkularen Ordnung stärken helfen. Umgekehrt würden all jene islamischen Gruppen und Sekten an Deutungs- und Interventionsmacht verlieren, die für eine Trennung islamischer Gemeinschaften von der Gesellschaft plädieren und sich hierfür radikal-orthodoxer oder ultrareligiöser Auslegungen des Islams bedienen. Genau dies wiederum zeigt, dass auch zwischen den etablierten islamischen Gemeinden und der Gesellschaft eine Interessensgemeinschaft besteht, die durch einen Anerkennungsprozess nur gewinnen kann.

Zum Autor

Reinhard Schulze



Prof. Dr. Reinhard Schulze, geboren 1953 in Berlin, studierte Islamwissenschaft, Linguistik und Romanistik in Bonn. Nach der Promotion 1981 und der Habilitation 1987 war er bis 1992 Professor an der Ruhr-Universität Bochum. Anschliessend war er drei Jahre lang Professor an der Universität Bamberg. Seit 1995 ist er Ordentlicher

Professor für Islamwissenschaft und Neuere Orientalische Philologie an der Universität Bern.

Wie aus Migrant*innen Muslime wurden

Philipp Lutz, Forum Aussenpolitik, Universität Bern

Der Islam bildet die zweitgrösste Religionsgemeinschaft in der Schweiz. Während Muslime seit Jahrzehnten Teil der Schweizer Bevölkerung sind, hat sich die öffentliche Wahrnehmung in den letzten Jahren deutlich verschoben. Vermeintlicher Kulturkampf und Islamisierung haben sich zu prägenden Deutungsmustern entwickelt und haben zu einem Zerrbild der muslimischen Bevölkerung in der öffentlichen Meinung beigetragen.

Die Schweiz ist heute mehr denn je ein Migrationsland geprägt von kultureller und religiöser Vielfalt. Neben dem Christentum ist auch der Islam seit Jahrzehnten ein fester Bestandteil der Schweizer Bevölkerung. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts hat die muslimische Bevölkerung in der Schweiz vor allem durch Einwanderung zugenommen und beträgt heute rund 5 Prozent der Gesamtbevölkerung. Während viele Muslime ursprünglich als sogenannte Gastarbeiter in den 60er- und 70er-Jahren (Jugoslawien, Türkei) sowie als Kriegsflüchtlinge ab den 1990er-Jahren zugewandert sind, ist heute ein wachsender Anteil in der Schweiz geboren und aufgewachsen. Rund ein Drittel der muslimischen Bevölkerung sind Schweizerinnen und Schweizer. Islamische Glaubensgemeinschaften in der Schweiz sind somit kein neues Phänomen, sondern seit langem ein integraler Bestandteil des Migrationslandes Schweiz. Und während die aktuelle Einwanderung in die Schweiz überwiegend europäisch ist und Muslime dabei nur eine kleine Minderheit darstellen, wurde Einwanderung in den letzten Jahren dennoch zunehmend mit dem Islam in Verbindung gebracht; woher kommt diese Diskursverschiebung?

Diskrepanz zwischen Realität und Wahrnehmung

Als in der Nachkriegszeit Gastarbeiter muslimischen Glaubens für die Schweizer Industrie rekrutiert wurden, hat man diese neuen Bewohner nicht als Muslime wahrgenommen. Auch in den 1990er-Jahren betrachtete man Muslime aus dem Westbalkan in erster Linie als «Ex-Jugoslawen». Die muslimische Realität in der Schweiz hat

daher lange kaum öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Seither kam es jedoch zu einem fundamentalen Wandel in der Wahrnehmung der muslimischen Bevölkerung in der westlichen Welt und so auch in der Schweiz. Während vor 15 Jahren kosovarische Einwanderer noch als Ex-Jugoslawen identifiziert wurden, fand eine zunehmende «Islamisierung» der Wahrnehmung statt, wodurch die gleiche Person heute als Muslim identifiziert wird. Auch stellt man sich heute einen stereotypischen Einwanderer zunehmend als Person muslimischen Glaubens vor. Mit der gesellschaftlichen Realität hat dies allerdings wenig gemeinsam. Denn weder sind die Muslime eine einheitliche Gruppe, noch identifizieren sich die Schweizer Muslime in erster Linie über ihre Religion. Eine Diskrepanz zwischen Vorstellung und Realität ist die Folge.

Die Veränderung der Wahrnehmung setzte insbesondere nach den Terroranschlägen von 9/11 und der medialen Debatte um den Islam als Bedrohung des christlichen Abendlandes ein. Seither kam es zu einer stärkeren Verbreitung islamophober Einstellungen und der Islam galt nun verbreitet als Bedrohung für die Kultur und Sicherheit Europas. Diese internationalen Entwicklungen prägen auch die Einstellungen der Schweizerinnen und Schweizer gegenüber der muslimischen Bevölkerung. So ist eine Mehrheit der Auffassung, es gebe zu viele Muslime in der Schweiz und es sollten ihnen nicht die gleichen Rechte auf Ausübung ihrer Religion zugestanden werden. Muslime wurden zum Abbild des unerwünschten Fremden.

Doch dieser dominante Diskurs über den Islam als Bedrohung hat zu einem Zerrbild in Bezug auf die gesellschaftliche Realität beigetragen. Internationale Umfragedaten zeigen eindrücklich, dass die europäischen Bürgerinnen und Bürger den Anteil Muslime in ihrem Land systematisch überschätzen, oftmals um das Vielfache des realen Wertes. Dass gleichzeitig der zukünftige Anteil Muslime massiv überschätzt wird und der Islam mehrheitlich als inkompatibel mit der liberalen Demo-

40 krate beurteilt wird, illustriert, dass sich das Narrativ der Islamisierung zu einem prägenden Deutungsmuster in der westlichen Welt entwickelt hat.

Der Islam als Gegenstand von Identitätspolitik

Während der Islam längst Teil der gesellschaftlichen Realität in der Schweiz ist, hat in den letzten Jahren eine zunehmende Islamisierung des Migrationsdiskurses stattgefunden. Die virulenten Diskussionen um Minarette und Burkas bezeugen die Entwicklung des Islams zu einem politischen Streitthema. Muslime wurden zur primären Projektionsfläche identitätspolitischer Strömungen – zum bedrohlichen Fremden, anhand dessen die schweizerische Identität kontrastiert wird. Eine Folge

dieser Politisierung ist das verbreitete Zerrbild der Schweizer Migrationsbevölkerung. Die politischen Herausforderungen in Bezug auf religiösen Fundamentalismus, soziale Konflikte und Islamfeindlichkeit lassen sich jedoch nur dann lösen, wenn die Lebenswirklichkeit der Schweizer Muslime in der öffentlichen Wahrnehmung reflektiert ist und die Schweiz eine differenzierte Vorstellung der gesellschaftlichen Migrationsrealität entwickelt.

Zum Autor

Philipp Lutz



Philipp Lutz ist Politikwissenschaftler an der Universität Bern und Senior Policy Fellow beim aussenpolitischen Think-Tank foraus. Er studierte in Bern, Fribourg und Ljubljana und schreibt zurzeit an einer migrationspolitischen Dissertation.

Jung, muslimisch, eigenständig

Andreas Tunger-Zanetti, Koordinator des Zentrums
Religionsforschung der Universität Luzern

In der Schweiz als junger Mensch der Religion mit dem schlechtesten Image anzugehören, ist nicht einfach. Ein Team der Universität Luzern erforschte, woran sich muslimische Jugendliche dabei orientieren, und entdeckte bisher übersehene «Autoritäten» Und ob mehr oder weniger religiös – die Jungen schlucken nicht einfach jedes Angebot.

Rifki ist 17 und lernt Carrosseriespengler. Ein ganz normaler Schweizer Jugendlicher, der Mundart spricht und in der Freizeit mit Kollegen unterwegs ist: Fussball, Badi, rumhängen. Nur sein Name (hier geändert) verrät seine türkische Herkunft. Religion? Interessiert ihn nur mässig. Die Moscheen in seiner Kleinstadt kennt er, in dreien war er schon. Falls er mal am Freitag frei hat, geht er in einer davon zur Freitagspredigt. Die Eltern hatten ihn früher in die Koranschule geschickt, doch in der Familie spielte Religion keine prominente Rolle. Gerne hört Rifki in der Moschee den Gebetsruf: «Wenn alles ruhig ist und das plötzlich kommt, dann ist das so wie eine Musik für die Ohren und das beruhigt mich irgendwie. Dann kommt das Gebet und alle beten im gleichen Takt und das ist ... ja so ... das, was mich halt ... aufmuntert dort.» Und die Predigt oder andere Inhalte? «Also es interessiert mich auch, aber wenn jetzt der Hoca meint: «Macht das und dies, und das darfst du ja nicht machen!» – das vergesse ich gerade wieder. Also das braucht er mir eigentlich nicht zu sagen. Ich weiss selbst, was für mich gut ist, schlussendlich.» Wichtiger als die Religion und auch als Geld ist ihm die Familie.

Rifki gehört zu den Menschen, die ihre Religion nur gelegentlich praktizieren – wie die sehr grosse Mehrheit

der Muslime und der Christen im Land. Daneben gibt es zwei Minderheiten: Die einen praktizieren ihre Religion überhaupt nie, die andern häufig bis intensiv: 46% der Muslime in der Schweiz gaben 2014 an, in den vergangenen 12 Monaten nie an einem Gottesdienst teilgenommen zu haben, weitere 30% taten dies ein bis fünf Mal, nur 11% wöchentlich.¹

Wirksames Zerrbild

Rifki entspricht in vielem zwar dem Durchschnitt der Muslime in der Schweiz, nicht aber unbedingt dem Bild, das sich andere von ihnen machen. Aus dem medial geführten Diskurs in der Schweiz könnte man den Eindruck gewinnen, alle Muslime beteten fünf Mal täglich und insbesondere die Jungen seien haltlos, leicht verführbar und würden in fast jeder Moschee unweigerlich einen mit der Schweiz unvereinbaren Islam aufsaugen. Zustände kommt dieses Zerrbild, weil es tatsächlich einzelne Fälle junger Männer und auch Frauen gibt, die sich, meist religionsfern sozialisiert, in die Religion stürzen und dabei auf Abwege geraten. Für Medien und Politik stehen diese aber im Fokus.

Wie sieht demgegenüber das Spektrum der Normalfälle aus? Ein Forschungsprojekt des Zentrums Religionsforschung an der Universität Luzern erforschte, woran sich muslimische Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 15 bis 30 Jahren tatsächlich orientieren, wie sie mit den genutzten Angeboten umgehen und wie sich dies auf das Verhältnis zwischen ihnen und der Gesellschaft auswirkt.² Dabei zeigte sich unter anderem, dass das beschriebene Zerrbild durchaus seine – paradoxe – Wirkung hat: Der raue, islamfeindliche Diskurs bringt viele

¹ Bundesamt für Statistik, Erhebung 2014 zur Sprache, Religion und Kultur, publiziert 2016.

² Das Forschungsprojekt wurde gefördert von der Stiftung Mercator Schweiz. Der Forschungsbericht «Hallo, es geht um meine Religion!» ist online abrufbar unter www.unilu.ch/imracy bzw. direkt unter www.unilu.ch/fileadmin/fakultaeten/ksf/institute/zrf/dok/Forschungsbericht_Hallo_es_geht_um_meine_Religion.pdf

42

junge Muslime überhaupt erst dazu, sich vertiefter für ihre Religion zu interessieren.

Das Umfeld ist wichtig

Wichtiger aber: Die jungen Musliminnen und Muslime bilden sich ihre Meinung in religiösen Fragen, indem sie ein breites Spektrum von Quellen nutzen. Was sie zu einer religiösen Detailfrage hören, vergleichen sie etwa mit Internetquellen und diskutieren es anschliessend im gemischtreligiösen Freundeskreis oder am Familientisch. Die Botschaft von Internetpredigern, unter denen in der Tat die Salafisten sehr präsent sind, und von traditionellen Moschee-Imamen steht so neben Meinungen aus dem persönlichen Umfeld. Dieses hat grosses Gewicht, auch wenn die Praktizierenden unter den jungen Muslimen durchaus manches anders machen wollen als ihre Eltern. Ob häufig oder selten praktizierend, einige Merkmale sind ihnen gemeinsam: Sie gehen die Sache kritisch an. Blindes Befolgen irgendwelcher Gebote ist nicht ihr Ding. Sie wollen einleuchtende Erklärungen und entscheiden am Ende immer noch selber, was für sie und ihr weiteres Leben in der Schweiz stimmt. Das ist der Regelfall. Nimmt der Rest der Schweiz dies zur Kenntnis, verlaufen Islam-Diskussionen künftig vielleicht gelassener.

Zum Autor

Andreas Tunger-Zanetti



Andreas Tunger-Zanetti, Dr. phil., hat Islamwissenschaft, orientalische Sprachen und Literatur sowie allgemeine Geschichte in Bern, Wien, Tunis und Freiburg i. Br. studiert. Seit 2007 ist er Koordinator des Zentrums Religionsforschung der Universität Luzern. Schwerpunkte seiner Arbeit sind der Islam in der Schweiz, Wechselwirkungen von Religionsvielfalt und Gesellschaft sowie Zusammenhänge von Religion und Öffentlichkeit.

«Wir sind Opfer von Heimatländern»

Interview mit Mustafa Memeti

(bk) Die meisten Muslime sind gut in unsere Gesellschaft integriert. Das Bild des Islams wird aber geprägt von einer kleinen Gruppe konservativer Muslime. Der Berner Imam Mustafa Memeti zieht Bilanz zur Situation der Muslime in der Schweiz und zeigt auf, wo es Handlungsbedarf gibt.

BEATRICE KÜBLI Wie würden Sie die Muslime in der Schweiz beschreiben?

MUSTAFA MEMETI Die Strukturen hier sind sehr kompliziert. Wir kommen aus verschiedenen Kulturen und Glaubensrichtungen, haben unterschiedliche ideologische Ansichten und politische Vorstellungen. Es gibt eine grosse Vielfalt.

BK Wie unterscheiden sich die Muslime?

MM Meiner Meinung nach sind die Muslime in der Schweiz aufgeteilt in Ultrakonservative, Konservative und Rationalisten. Den Ultrakonservativen fehlt die Toleranz und oft auch der Respekt. Sie sind aber eine Minderheit. Dann gibt es die Konservativen. Das sind praktizierende Muslime, die aber keine negativen Gefühle gegenüber anderen haben. Sie haben auch keine Schwierigkeiten mit Akzeptanz und Toleranz. Die dritte Gruppe ist jene der Rationalisten. Das sind progressive Kräfte, die versuchen, den Islam im schweizerischen Kontext zu entwickeln. Interessant ist, dass die Ultrakonservativen zwar in der Minderheit sind, im Alltag aber etwas mehr Einfluss haben.

BK Woher kommt das?

MM Das ist schwierig zu beurteilen. Vielleicht sind sie präsenter, weil sie ihren Glauben eher in der Öffentlichkeit ausleben. Jedenfalls werden sie mehr wahrgenommen und die Gesellschaft denkt dann: «Aha, so sind also die Muslime.»

BK Wer sind denn die Ultrakonservativen?

MM Das geht zum Teil auf das Elternhaus zurück. Es gibt Familien, die sind eingewandert, ohne sich ausreichend mit der Realität hier zu beschäftigen. Ohne dass sie sich bewusst waren, dass sie nun in einem Land ohne muslimische Geschichte leben werden. Sie haben dann keine

«Es gibt Familien, die sind eingewandert, ohne sich ausreichend mit der Realität hier zu beschäftigen.»

realistische Möglichkeit gefunden, wie sie ihre Religion hier leben können. Die ultrakonservativen Kreise versuchen, auf sich und diese Probleme aufmerksam zu machen. Und dann gibt es die Konvertierten. Ich habe lange studiert. Konvertierte sind ein Problem. Nicht nur jetzt, auch schon in den Anfängen des Islams, insbesondere nach dem Tod des Propheten, provozierten die Konvertierten Konflikte und Krieg. Ihr Potenzial ist unkontrolliert. Sie sind sehr emotional, versuchen oft mit ihrer eigenen Vergangenheit abzurechnen.

BK Aus welcher Motivation wechselt jemand die Religion?

MM Diese Frage haben wir gestern an einer Sitzung des Dachverbandes auch diskutiert. In den letzten 25 Jahren hatte ich so viele Personen, die bei mir konvertiert haben. Erst vor zwei, drei Tagen wieder. Eine Frau. Warum, ist schwer zu sagen. Das ist eine private Sache. In der Schweiz gibt es die Religionsfreiheit. Jeder Mensch kann frei entscheiden, welcher Religion er angehören will. Da dürfen wir uns nicht einmischen. Theologisch sind wir zwar verpflichtet, neue Mitglieder zumindest oberflächlich einzuschätzen. Aber zu erkennen, was die Menschen in ihrem Herzen fühlen, das steht nicht in unserer Kom-



Drei buddhistische und ein hinduistischer (ganz links) Besucher in der Moschee im Haus der Religionen.

petenz. Oft waren es Frauen, die einen Muslim geheiratet haben. Oder Leute, die versuchen Ruhe zu finden. Meistens sind sie gut ausgebildet und wenig anfällig für Verschwörungen. Eine Gruppe gibt es aber, die ist gefährlich. Das sind Personen, die mit ihrer eigenen Vergangenheit unzufrieden sind. Sie lehnen die Schweizer Realität und Kultur ab und versuchen im Islam eine neue Identität zu finden.

BK Was tun Sie, wenn so jemand bei Ihnen konvertieren will?

MM Ich habe das einmal erlebt, vor drei, vier Jahren. Da ist jemand zu mir gekommen, der zum Islam konvertieren wollte. Im Gespräch hat er dann so viel Schlechtes erzählt über das Christentum und über die Schweizer Gesellschaft. Da habe ich ihm gesagt: «Jetzt gehen Sie erst noch einmal nach Hause und überlegen sich das gut. Dann melden Sie sich wieder bei mir.» Mit solchen Gefühlen ist es schwierig, einer neuen Religion beizutreten.

BK Sind Jugendliche empfänglicher für radikale Gedanken?

MM Es gibt verschiedene Faktoren, die dazu führen, dass sich Jugendliche von einem radikalen Islam angezogen fühlen. Wenn Jugendliche beispielsweise aus areligiösen Familien stammen, können sie ihre spirituellen Bedürfnisse nicht zu Hause ausleben. Gefährdet sind auch Jugendliche, die sich nicht integrieren konnten, die gescheitert sind. Sie entwickeln dann negative Gefühle und behaupten, der Westen sei schlecht, habe sie abgelehnt oder ausgegrenzt. Diese Jugendlichen sind einfach zu radikalisieren.

BK Woran erkennt man, dass jemand radikale Gedanken entwickelt?

MM Das ist nicht so einfach. Es gibt verschiedene Etappen, wie bei einer Krankheit. Einige sind vielleicht schon infiziert, merken es aber noch nicht. In der Schule sollte es eigentlich auffallen, wenn jemand infiziert ist. Die

«Eine Gruppe gibt es aber, die ist gefährlich. Das sind Personen, die mit ihrer eigenen Vergangenheit unzufrieden sind.»

Jugendlichen verbringen mehrere Stunden dort, man kann sie beobachten und einschätzen. Auch die muslimische Gemeinschaft ist wichtig. Jugendliche, die radikale Tendenzen haben, besuchen Moscheen. Der Imam sollte mit einem solchen Jugendlichen sprechen und herausfinden, was er für Gedanken hat, woran er leidet.

BK Waren Sie schon mit einer solchen Situation konfrontiert?

MM Ja. Wir haben versucht, darüber zu reden. Aber manchmal bringt alles Reden nichts. Es gibt solche, die argumentieren dann beispielsweise mit den Konflikten im arabischen Raum. Sie versuchen, diese Konflikte auszunutzen für ihre Philosophie, sie zum Nährboden zu machen. Zum Beispiel: «Der Westen kämpft gegen uns, versucht uns zu vernichten, akzeptiert uns nicht. Er ist gegen den Islam und Muslime.» Solche Theorien. Aber ich denke, sie haben nicht das Recht, so zu argumentieren. Die Bedingungen hier sind ganz anders.

BK Inwiefern?

MM Hier in der Schweiz gibt es einen Rechtsstaat. Wenn jemand sich ungerecht behandelt fühlt, gibt es genügend Instanzen, bei denen man sich beschweren kann. Hier ist

46

die Glaubensfreiheit garantiert, ist ein Grundrecht. Es gibt keinen Grund zu klagen. Vielleicht hat sich das Klima etwas verschärft, mit der Minarettinitiative und der Diskussion über das Kopftuch, aber das ist politisch. Glauben ist mehr als Kopftuch und Minarette.

BK Können die Muslime ihren Glauben in der Schweiz praktizieren?

MM Letzte Woche kam jemand nach dem Freitagsgebet zu mir. Er fragte mich, wie er die Gebete machen könne, wenn dies während der Arbeit nicht erlaubt wird. Hier sehen die Ultrakonservativen bereits eine Einschränkung der Glaubensfreiheit, aber in der Religion hat es immer Alternativen. Ich sagte ihm, er könne die Gebete auch

«Unabhängig davon, wo jemand ausgebildet wurde, er sollte unbedingt der Menschlichkeit dienen.»

abends, gleichzeitig machen. So gibt es keine Probleme mit dem Arbeitgeber und die religiösen Pflichten werden doch mit Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit erfüllt. Gott büdet keiner Seele mehr auf, als sie leisten kann, so steht es auch im Koran.

BK Sollten Imame in der Schweiz ausgebildet werden?

MM Sicher wäre es gut, wenn in der Schweiz Imame ausgebildet werden. Aber – um nochmals auf die Konvertiten zu kommen – auch deren Eltern sind Christen. Sie sind hier zur Schule gegangen. Es lässt sich also nicht ausschliessen, dass jemand, der in der Schweiz ausgebildet

wurde, dann ultrakonservativ wird. Wir sollten das rationaler angehen. Unabhängig davon, wo jemand ausgebildet wurde, er sollte unbedingt der Menschlichkeit

«Wenn wir einheitliche Strukturen bilden wollen hier in der Schweiz, sollten wir uns befreien von Vorgaben der Heimatländer.»

dienen. Wichtig ist, dass er die Grundwerte Friede, Harmonie und Zusammenleben vertritt.

BK Gibt es einen Austausch mit den anderen muslimischen Gemeinschaften?

MM Wie am Anfang schon gesagt, sind unsere Strukturen kompliziert. Ich sage Ihnen ganz offen, der innere Dialog fehlt. Es ist ja schon interessant, die Muslime sind bereit in einen interreligiösen Dialog zu treten, aber innerhalb der Gemeinschaft suchen sie den Dialog nicht. Ich denke nicht, dass der interreligiöse Dialog wirklich fruchtbar sein kann, wenn der innere Dialog fehlt.

BK Wie könnte man den Austausch fördern?

MM Die Vielfalt der Muslime sollte uns nicht daran hindern, zusammen an den Tisch zu sitzen und zu reden. Durch einen konstruktiven Dialog könnten wir vorwärtsmachen, da bin ich ganz sicher. Aber die Muslime aus den arabischen Ländern versuchen die Kontrolle zu haben, die Muslime aus den Balkanländern oder aus der Türkei genauso. Wir sind Opfer von Heimatländern.

BK Was könnte man dagegen tun?

MM Hier in der Schweiz wird im Gegensatz zu vielen islamischen Ländern die Meinungsfreiheit garantiert. Jeder Mensch darf sein Konzept an den Tisch bringen. Ich denke, wir sollten unsere Vergangenheit nicht in den Vordergrund stellen. Ich kann Ihnen ein Beispiel geben. Damals, im Jahr 2007, sollten wir entscheiden, ob wir unsere Moschee ins Haus der Religionen integrieren. Ich hatte viele verschiedene Berater. Die meisten haben mir empfohlen, in Ägypten, in der Türkei, in den Balkanländern die islamischen Instanzen zu fragen.

BK Und?

MM Ich habe nicht gefragt. – Ich wusste, wenn ich dort frage, das geht nicht. Wenn wir einheitliche Strukturen bilden wollen hier in der Schweiz, sollten wir uns befreien von Vorgaben der Heimatländer. Die Mehrheit der Muslime fühlt sich hier gut integriert. Sie sollten das jetzt auch im Tun zeigen und einen konstruktiven Beitrag leisten, um die Polarisierung der Gesellschaft zu verhindern.

Zum Interviewpartner

Mustafa Memeti



Mustafa Memeti leitet als Imam den Muslimischen Verein Bern. Er ist Präsident des Vorstands des Albanisch Islamischen Verbands Schweiz und als Seelsorger in der Strafanstalt Thorberg tätig. Theologie studiert hat er in Syrien, in der Türkei und in Saudi-Arabien. Seit bald 30 Jahren lebt er in der Schweiz und wurde 2005 eingebürgert.

Ein Dach für Stadtentwicklung und Friedensvision

Gerda Hauck, Präsidentin Verein «Haus der Religionen – Dialog der Kulturen»

48

Das «Haus der Religionen – Dialog der Kulturen» in Bern konkretisiert einen markanten gesellschaftspolitischen Schritt der Schweiz. Es steht exemplarisch für den Gang der zugewanderten Religionsgemeinschaften in die Öffentlichkeit und für den Platz, den die Öffentlichkeit bereit ist, diesen Religionsgemeinschaften einzuräumen. Als Laboratorium des friedlichen Zusammenlebens öffnet es Fenster zu neuen individuellen und gesellschaftlichen Sichtweisen.

«Ohne Grund geht niemand nach Bümpliz», war der Titel, den der Soziologe Christian Jaquet 1998 seinem Image-Gutachten über den Berner Westen gab. Dieses hatte der Berner Gemeinderat in Auftrag gegeben, weil er zwar über einen soliden Stadtentwicklungsplan, nicht aber über genügend Interessenten verfügte, die bereit waren, in die bau- und gesellschaftspolitische Weiterentwicklung der Stadt zu investieren.

Eines der Fazite von Jaquet: Es braucht

- a) würdige, öffentlich zugängliche Kulturräume für die zugewanderten Religionsgemeinschaften und
- b) eine öffentliche Plattform des Dialogs zwischen diesen Religionsgemeinschaften und ihren Kulturen und mit der breiten Öffentlichkeit.

Vom Fazit zur Umsetzung war aber mehr als politische Ein- und Absicht nötig. Mit Hilfe des bereits existierenden «Runden Tisches der Religionen» und dank der visionären Entschlossenheit der Herrnhuter Brüdergemeine Schweiz standen für die ersten Jahre personelle und finanzielle Mittel zur Verfügung, um den Aufbau eines solchen Projekts zu wagen. Pionier war der Herrnhuter Pfarrer Hartmut Haas. Dank seinen vielfältigen Erfahrungen im interreligiösen Dialog stand schon bald das Grundkonzept: Unter einem Dach betreiben acht Weltreligionen gemeinsam und für die Öffentlichkeit zugänglich Kulturräume und einen ausgedehnten Dialogbereich.



Kultureller Austausch vor dem Haus der Religionen.

2002 wurde der Verein gegründet, zunächst mit Gemeinschaften der Muslime, Hindus, Christen, Buddhisten, Juden und Baha'i. 2009 schlossen sich die Sikhs und der Alevitische Verein Bern an. Zusammen mit den vielen Einzelmitgliedern bilden die Religionsgemeinschaften (fünf wünschten einen eigenen Kultusraum, in dem sie autonom sind) ein eindrückliches Netzwerk, das weit über Bern hinaus in der ganzen Schweiz und darüber hinaus verankert ist.

Vom gemeinsamen Dach zum gemeinsamen Leben

Vor dem Einzug am Europaplatz 2014 konnte der Verein in vier provisorischen Standorten ein Betriebskonzept erarbeiten, die baulichen Bedürfnisse aller Beteiligten miteinander in Einklang bringen, Erfahrungen mit Konflikten und Konfliktlösungsmechanismen machen und unter realen Bedingungen die Tragfähigkeit von Friedensvisionen erproben.



HAUS DER RELIGIONEN – DIALOG DER KULTUREN

Zu den realen Bedingungen gehören die religiöse und kulturelle Vielfalt der Mitglieder, darunter auch religiös nicht gebundene, sowie die materiellen Voraussetzungen. Um «ein Dach» zu bauen, braucht es Geld, ein Betrieb braucht Personal, und, um die neuen Erfahrungen gesellschaftspolitisch und im Dienste der Stadtentwicklung fruchtbar zu machen, braucht es Kommunikation. 2006 verschaffte sich der Verein deshalb ein zweites Standbein und gründete die für die Immobilie zuständige Stiftung Europaplatz – Haus der Religionen; gestützt auf die ersten Erfahrungen, revidierte er 2008 die Statuten und baute Schritt für Schritt ein multireligiöses Team auf.

Heute arbeitet der Betrieb mit einem Team von 10 Personen (Bereiche: Kulturprogramm, Bildung, Familien- und Integrationsarbeit, Ausstellungen, Kommunikation und Restauration). Das Budget liegt bei knapp 1,3 Mio. Franken. 2016 nahmen – neben vielen Einzelpersonen – 295 Gruppen (Schulen, NGOs, Gruppen aus Politik, Wirtschaft, Kultur und Verwaltung, diverse Kirchen, ausländische Delegationen) die Dienste des Hauses in Anspruch. Bei aller Begeisterung über die überraschend grosse Nachfrage bleibt die grosse Herausforderung: Wie kann ein solches Zusammenleben im Alltag friedlich funktionieren unter Bedingungen von Nähe, grosser Heterogenität und unterschiedlicher Ressourcen, von Machtgefälle und kurzer gemeinsamer Geschichte, also auch fragilem Vertrauen? Und wie können solche Labor-Erfahrungen an die Öffentlichkeit weitergegeben werden?

Erfolgsfaktoren

Vorläufig kann festgehalten werden: Für den bisherigen Erfolg zentral war, dass die Vision «bottom-up» konkretisiert wurde, auch wenn Rückschläge, tiefgreifende Konflikte und mühsames Vorwärtskommen so vorprogrammiert waren. Zwar wurde der Vereinszweck von Anfang an formal voll unterstützt; aber erst mit den Jahren entstand aus der Gemengelage der faktischen Interessen ein partizipativ getragener und inhaltlich konkre-

tisierter Konsens. Gewonnen wurde damit ein langsames, nachhaltiges Wachsen von gegenseitigem Vertrauen, so dass in der Öffentlichkeit z. B. mit gutem Gewissen um Beiträge an die hohen Baukosten gebettelt werden konnte. Ein weiterer Angelpunkt des Erfolgs ist die tägliche Neuentdeckung, dass es *auch* um Religion und Kultur geht, in erster Linie aber um Menschen und gelingendes Leben. Wichtig ferner: Mit Sorgfalt und Respekt will Offenheit und ständiges gegenseitiges Lernen geübt sein. Rezepte wären fehl am Platz. Die Betonung liegt auf «üben». Deshalb trägt das Buch zum zehnjährigen Bestehen des Vereins auch den Titel «gegenwärtig, noch nicht fertig».

Zur Autorin

Gerda Hauck



Gerda Hauck, Dr. rer. pol., ist seit Juni 2007 Präsidentin des Vereins Haus der Religionen – Dialog der Kulturen. Statutengemäss endet das Mandat im Juni 2017. Nach dem Studium in Köln, Tokio und Fribourg war sie neben diversen ehrenamtlichen Engagements freiberuflich, in der Bundesverwaltung, in NGOs und zuletzt 2001 bis 2007 als Integrationsbeauftragte der Stadt Bern tätig.

Weitere Informationen

Mehr Informationen unter www.haus-der-religionen.ch

Muslimische Organisationen in der Schweiz

Montassar BenMrad, Präsident der Föderation Islamischer Dachorganisationen Schweiz

50

Die Entwicklung der muslimischen Organisationen geschah hauptsächlich in den letzten Jahrzehnten. Am Anfang haben sich Gruppen von Muslimen zusammengeschlossen, um religiöse Grundbedürfnisse der lokalen Gemeinschaft zu erfüllen und wichtigen Anliegen wie Gebetsräumen nachzukommen. In vielen Fällen, wenn z. B. die Mehrheit der Mitglieder eines Vereins von einer gemeinsamen Ethnie abstammte, wurden die Aktivitäten meistens in der jeweiligen Muttersprache durchgeführt. Die Türen waren jedoch immer offen für Muslime aller Sprachen. Die Organisationsform dieser Gruppierungen war üblicherweise der Verein.

Der Weg von lokalen Vereinen zu Dachverbänden

Nach einigen Jahren haben einzelne Vereine entschieden, ein eigenes Gebäude zu kaufen oder zu errichten, was einen grossen gemeinsamen Effort mit sich zog. Während dieser Zeit wurden manche Vereine in eine Stiftung überführt, um die durch die Gemeinschaft mühevoll erstandenen Güter entsprechend dem schweizerischen Recht bestmöglich zu schützen.

Die zahlenmässige und organisatorische Entwicklung der Muslime führte zu einem Koordinationsbedarf von Aktivitäten und dem Bündeln der Anstrengungen über die lokalen Gemeinde- oder Kantonsgrenzen hinaus. Da die ersten Dachverbände auf der Basis von Ethnien gegründet wurden und der gegenseitige Austausch in einer Schweizer Landessprache nicht einfach war, kamen die Vereine im Dialog nicht massgeblich vorwärts. Solche Dachverbände wurden vor mehr als 20 Jahren gegründet und haben seitdem eine grosse Fülle von gut besuchten Aktivitäten auf die Beine gestellt. Diese Anlässe werden oft immer noch in der entsprechenden Sprache durchgeführt.

Kantonale Gruppierungen

Um dem Schweizer Föderalismus zu entsprechen, haben sich die Muslime auch kantonale gruppiert, damit sie religiöse Anliegen auf Kantonsebene einbringen können.

In einem ersten Schritt waren Vertreter von grossen Städten dazu bereit über spezielle Themen wie muslimische Grabfelder oder Schulen zu sprechen. Eine parallele Diskussion mit mehreren muslimischen Vertretern war jedoch aus verständlichen Gründen unerwünscht. Daher haben sich unterschiedliche, ethnisch organisierte Vereine schrittweise kantonale oder regional zusammengeschlossen und kommunizieren untereinander in einer Schweizer Landessprache, da sie nun aus unterschiedlichen Ethnien bestehen und diese Sprache das Bindeglied wurde. Alle diese Dachverbände wollen sowohl die Zusammenarbeit fördern als auch Brücken zu den Behörden bilden.

Die bundesweite Zusammenarbeit zwischen gewissen Dachverbänden wurde zuerst durch einen Koordinations- und Netzwerkaufbau von Organisationen wie der KIOS gestartet (Koordination Islamischer Organisationen Schweiz). Der Wunsch der Muslime das Verhältnis zwischen den muslimischen Dachverbänden und Vertretern des Bundes zu stärken und gemeinsame Wege für eine Zusammenarbeit zu finden, führte im Jahr 2006 zur Bildung der FIDS (Föderation Islamischer Dachorganisationen in der Schweiz) auf nationaler Ebene. Heute repräsentiert die FIDS bundesweit mehr als 200 Vereine, die in kantonale und ethnisch aufgebauten Dachorganisationen Platz nehmen. Die FIDS ist die einzig national tätige und als Verband aufgebaute muslimische Organisation in der Schweiz.

Erfahrungen mit anderen Kulturen und Religionen

Die Mitglieder der muslimischen Organisationen haben über die Jahre eine grosse Diversität an Kultur- und Religionspraktiken in ihrer eigenen Gemeinschaft miterlebt. Anstelle der Ausübung eines starren Verständnisses auf die eigene Religion und eigene Praktiken, welche aus dem jeweiligen Heimatland rühren, haben Vereine in der Schweiz eine breite Vielfalt von Religions- und Kulturdiversität im Austausch mit der Schweizer Gesellschaft

erfahren. Ein typisches Beispiel dafür ist der Monat Ramadan, in welchem ganz verschiedene traditionelle Gerichte und unterschiedliche Gebetsweisen aufeinandertreffen. Es gibt sogar Unterschiede bezüglich des Tages des Fastenbeginns oder der Tageszeiten.

Die Interaktion mit anderen Kulturen und Religionen geschieht meistens dann, wenn Vereine ihre wichtigsten Bedürfnisse gedeckt und eine gewisse Maturität erreicht haben. Es ist oft eine Frage der verfügbaren Zeit und der Ressourcen, da viele Aktivitäten ehrenamtlich erledigt werden. Sprachbarrieren oder der fehlende Mut zum ersten Schritt können den Eintritt in den Dialog verlangsamen.

Verbesserter Austausch

Der Dialog hat sich seit Anfang dieses Jahrhunderts bedeutend entwickelt und beschleunigt. Einige Aktivitäten wurden durch die Muslime selber in die Wege geleitet, um ihre Türen für die Nachbarschaft zu öffnen, z. B. Tage der offenen Tür, oder um Brücken mit wichtigen Ansprechpartnern in der Gesellschaft zu bilden, wie z. B. Einladungen zu Debatten mit lokalen Verantwortlichen, Einladungen zu einem gemeinsamen Essen oder gemeinsame gesellschaftliche Projekte.

Ein wichtiger Anteil zur Entwicklung des interreligiösen Austauschs wurde durch etablierte Kirchenvertreter geleistet, die Muslime in den Dialog miteinbezogen haben. Obwohl dieser Dialog zu Beginn von Partnern aller Seiten mit Skepsis begutachtet wurde, kam doch die Erkenntnis zutage, dass solche Gespräche unabdingbar für einen religiösen Frieden sind. Es haben sich spezielle Gruppen gebildet, die einen bilateralen Dialog zwischen Christen und Muslimen etabliert haben. Andere Organisationen wie z. B. die IRAS COTIS haben die verschiedenen Dialoge erleichtert und erfolgreich Erfahrungen auf andere Orte übertragen. Der Dialog, der in grossen Schweizer Städten seinen Anfang nahm, ist gewachsen und hat Eingang in kleinen Dörfern gefunden. Auf Bundesebene nehmen Muslime auch am Rat der Religionen teil.

Zusammen einen fruchtbaren Dialog in der Gesellschaft schaffen

Der Erfolg dieses Dialogs hängt erfahrungsgemäss stark vom gewählten Ansatz ab. Die wichtigsten Zutaten für einen ergiebigen und nachhaltigen Dialog sind: gegenseitiger Respekt, gemeinsame Ziele und konkrete Aktionen. Einige falsche Annahmen haben in den letzten Jahren den Dialog mit den Muslimen erschwert. Ängste und Befürchtungen bremsen diesen Prozess.

Oft sehen sich Muslime dazu gedrängt, sich eingangs eines Gesprächs von Praktiken oder dem Verhalten anderer Muslime in der Welt distanzieren zu müssen, obwohl ihnen diese ohnehin äusserst fern liegen. Ein aufrichtiger Dialog sollte jedoch im aufrichtigen, gegenseitigen Vertrauen starten, um erfolgreich zu sein. Dasselbe gilt für religiöse Praktiken oder sichtbare religiöse Symbole wie zum Beispiel das Kopftuch – Vorurteile werden vom Gegenüber immer wahrgenommen und schmälern die Vertrauensbasis.

Auch einseitige Dialoge, respektive doppelte Monologe, sind noch ab und zu feststellbar. Dabei wird üblicherweise die Fruchtbarkeit eines veritablen, tiefgründigen Austausches für alle Teilnehmer vergessen. So entsteht nur vermeintlich der Eindruck eines Dialogs, doch eigentlich leiden beide Seiten an einem Zuhör-Defizit, bei dem eigene Argumente mehrfach wiederholt statt durch andere Perspektiven weiterentwickelt werden.

Gegenseitiges Verständnis entwickeln

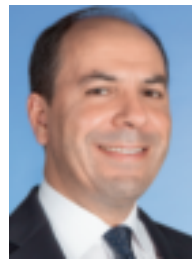
Ein Verständnis für die beidseitigen Interessen bildet die Grundlage eines erfolgreichen Dialogs. Es ermöglicht den Beteiligten ihre Anliegen einzubringen und beinhaltet Wege bzw. Prinzipien, die beide Seiten im Dialog akzeptieren. Dies mindert zudem die Angst vor versteckten oder vordefinierten Traktanden und schafft Vertrauen, mit dem beide Seiten als gleichwertige Gesprächspartner den Dialog positiv mittragen.

52

Dennoch darf sich der Dialog nicht nur auf Worte begrenzen, um nachhaltig zu sein und Wirkung zu entfalten. Erst konkrete gemeinsame Aktionen transformieren den Dialog in den gelebten Alltag und festigen so den weiteren Austausch. Das Ziel sollte daher sein, nicht nur zusammen zu leben, sondern vielmehr zusammen zu wirken. Der Dialog wird somit unabhängig von vermittelten Feindbildern gestärkt und wird weiter wachsen können.

Zum Autor

Montassar BenMrad



Der Ingenieur Dr. Montassar BenMrad hat seine Dissertation an der EPFL in Lausanne im Jahre 1994 absolviert. Seit langem engagiert er sich für den interreligiösen Dialog. Er ist Mitgründer der «maison de l'Arzillier» (1998), des «MCDS – Musulmans et Chrétiens pour le Dialogue et l'Amitié» (2001) – beide in Lausanne beheimatet – sowie des «UVAM –

l'Union Vaudoise des associations Musulmanes» (2005) und der «FIDS – Fédération Islamischer Dachorganisationen der Schweiz» (2006), in der er im Jahre 2015 zum Präsidenten ernannt wurde. Zu seinen weiteren ehrenamtlichen Tätigkeiten gehören das Vizepräsidium im «SCR – Schweizerischer Rat der Religionen» sowie die Beiratsmitgliedschaft im «SZIG – Schweizerisches Zentrum für Islam und Gesellschaft» der Universität Freiburg.

Gesellschaftliche Integration von Muslimen

Thomas Kessler, ehem. Integrationsdelegierter
und Stadtentwickler Basel-Stadt,
Leiter Task Force Radikalisierung BS/BL

Die Schweiz ist ein kulturell vielfältiges und erfolgreiches Einwanderungsland. Doch statt Selbstbewusstsein herrscht Sorge – namentlich zur Integration der Muslime. Dabei bietet die calvinistische Grundkultur auch ihnen optimale Bedingungen. Und wo sich aufdringliche Frömmigkeit mit Ideologie mischt, gilt generell: Es gibt die Aufklärung, und der Rechtsstaat ist konsequent durchzusetzen.

Weshalb muss über die Integration der 5 Prozent Muslime in der Schweiz speziell berichtet werden? Unser vielkulturelles Land hat im Umgang mit Minderheiten riesige Erfahrung, über 190 Nationen leben hier, fast jede zweite Ehe ist binational. Allein in der Region Basel gibt es über 400 Religionsgemeinschaften.

Unsere Integrationskompetenz ist hervorragend: Geschickt haben die siegreichen liberalen protestantischen Kantone 1848 die unterlegenen katholisch-konservativen Orte in den modernen Bundesstaat integriert, und nirgendwo in Europa haben die Immigranten so hohe Erwerbsquoten wie hier. Das gilt auch für jene, die im Formular bei Religion ein M ankreuzen. Seit der Anerkennung der Alevitischen Gemeinschaft in Basel-Stadt können die Aleviten neu bei A ein X in das Quadrat schreiben. Weitere Differenzierungen – zum Beispiel in Sunniten oder Schiiten – sind noch nicht möglich, weil diese noch keine anererkennungswürdigen Organisationen gebildet und auch noch keinen Antrag gestellt haben. Auch jene winzige Minderheit, die uns heute als fundamentalistisch und radikal beschäftigt, die Wahabiten und die Salafisten, wird nicht erfasst. An den Basler Schulen ist es ein halbes Promille der muslimischen Eltern, die wegen Missachtung der Schulpflicht sanktioniert werden müssen. Die Bussen dieser Eltern werden übrigens von einem christlichen Theologen aus Riehen bezahlt. Die Sache ist also komplex.

Was heute für Schlagzeilen sorgt, die Verweigerung des Handschlags oder die religiös begründete Selbsterhöhung über die Schulpflicht, sind Anmassungen, die von der grossen Mehrheit der hier lebenden Muslime abgelehnt werden und im Heimatland zur Zeit der Auswanderung auch kaum bekannt waren. Wo Einzelne eine überhebliche Frömmigkeit inszenieren, geht es nicht um Tradition oder legitime Glaubenspflege, sondern um Ideologie und Selbstdarstellung – wie das etwa der «Islamische Zentralrat der Schweiz», der im Kern aus exzentrischen Schweizer Konvertiten besteht, medienwirksam betreibt.

Sorgfalt, Kompetenz und Konsequenz heissen die Antworten darauf. Basel-Stadt hat schon 1999 den entsprechenden Paradigmawechsel vollzogen – weg vom abwartenden Reparaturstaat, hin zu Investitionen in das Potenzial: «Fördern und fordern ab erstem Tag – verbindlich». Die tristen und teuren Symptome fehlender Integration: erhöhtes Risiko von Schulversagen, Isolation, Arbeitslosigkeit, Sozialhilfeabhängigkeit, Krankheit und Delinquenz, werden minimiert und die Zuzüger von Beginn weg mit Begrüssung, Information, Beratung, Sprachkursen, Frühförderung und sozialer Einbindung unterstützt. Vor zwei Jahren hat die Basler Stimmbevölkerung einer weiteren Modernisierung des kantonalen Integrationsgesetzes mit über 60 Prozent Ja zugestimmt – für Gratis-Deutschkurse im ersten Aufenthaltsjahr und strukturierte Empfangsgespräche für Menschen aus Drittstaaten. Wenn nötig werden Integrationsvereinbarungen abgeschlossen. Die Behörden pflegen enge Kontakte zu allen Migrantenvereinen und moderieren einen «Runden Tisch der Religionen». Gemeinsam wird die Integrationsarbeit unterstützt und der Radikalisierung entgegengewirkt.

Im Schulbereich wurden die Mitwirkungspflicht der Eltern und die Frühförderung ausgebaut. Für den «Umgang mit religiösen Fragen» wurde zusammen mit der

54

Religionsbeauftragten der Integrationsfachstelle eine «Handreichung» für die Lehrkräfte erarbeitet. Sie zeigt auf, wo und inwieweit ein Entgegenkommen angebracht ist und wo die Schulpflicht keine Kompromisse erlaubt.

Die Schule ist inzwischen die einzige breite Klammer der heterogenen Gesellschaft; muslimische Mädchen müssen selbstverständlich auch im Klassenverband schwimmen lernen und alle am Schullager teilnehmen. Entgegenkommen ist in einem bestimmten Rahmen bei der Kleidung und beim Essen möglich, nicht aber beim Bildungsobligatorium. An hohen Feiertagen darf dispensiert, der Schulstoff muss aber gründlich vor- und nachgeholt werden. Diese Haltung wird von den kantonalen, nationalen und europäischen Gerichten gestützt.

Je komplexer die Welt – je wichtiger ist die solide Bildung, namentlich in Geschichte und Kultur. Kritisch selber denken schützt vor Oberflächlichkeit, Fake News und Sektiererei.

Zum Autor

Thomas Kessler



Thomas Kessler, mult. dipl. Ing. Agr. STPH, FH/HTL, war bis im Februar 2017 Leiter der Task Force Radikalisierung BS/BL und der Abteilung Kantons- und Stadtentwicklung BS mit den Fachstellen Diversität und Integration sowie Religion. Er war Integrationsdelegierter BS (1998–2008), Drogendelegierter BS (1991–1998), Kantonsrat ZH (1987–1991),

Mitglied der Eidg. Kommissionen für Drogenfragen sowie Kinder- und Jugendfragen (1996–2016). Weiter ist er Beirat im Forum für Bildung und in der Fondation CH 2048.

Muslimische Jugendliche befragen ihren Islam

Zur Psychologie der «Moslem-Eszenz»

Rebekka Ehret, Hochschule Luzern – Soziale Arbeit

In der Adoleszenz suchen Jugendliche ihre Identität, ertasten ihre Grenzen und Perspektiven. Die Zugehörigkeit zu einer muslimischen oder einer aus dem Islam hervorgegangenen Religionsgemeinschaft macht sie auch zu Zugehörigen einer Minderheit in der nichtmuslimischen Mehrheitsgesellschaft. Die soziale Position im Machtungleichheitsgefüge bewegt Jugendliche dazu, sich immer wieder neu mit ihrer religiösen Identität auseinanderzusetzen.

Nicht ihre eigene Entscheidung

Die meisten Jugendlichen in der Schweiz, die einer muslimischen oder einer aus dem Islam hervorgegangenen religiösen Gemeinschaft angehören, haben auch einen Migrationshintergrund (ca. 90%). Insgesamt stellen sie einen Anteil von zwischen 40 und 45% aller Jugendlichen in der Schweiz von 0 bis 19 Jahren. Sie sind mehrheitlich Second@s, leben in der Schweiz, ohne sich dafür entschieden zu haben, und vollziehen nichtsdestotrotz die wenig beachtete, aber bedeutende Leistung, ihre Religiosität in den Alltag des Jugendlichseins auf unterschiedliche Art zu integrieren. Obwohl der Sozialisationsprozess für alle Jugendlichen streckenweise eine Herausforderung darstellt, ist das Heranwachsen dieser Jugendlichen von strukturellen Rahmenbedingungen begleitet, die ihre *peers* ohne Migrationsbiografie nicht kennen. Dass sie und ihre Familien in der Schweiz sind, ist migrationsrechtlich meist im Zusammenhang mit dem Familiennachzug oder im Kontext einer Fluchtgeschichte zu deuten, was für die Bevölkerungsgruppen aus Ex-Jugoslawien und der Türkei praktisch immer auch von Stresssituationen und mehrfachen Entbehrungen gekennzeichnet war oder noch ist. Die Segmentierung des Arbeitsmarktes, die Negierung von politischen Rechten, die Diskriminierung bei der Wohnungssuche und die sprachbedingte Selektionierung im Bildungssystem schaffen ein forderndes Umfeld für diese Heranwachsenden und ihre Familien, auch lange nach der Niederlassung in der Schweiz. Gleichzeitig ist der Enkulturationsradius dieser Jugendlichen

erheblich. Sie erwerben zwei oder mehr Sprachen, erleben mehrere, verschiedene Lebenszusammenhänge und eignen sich vielfältige Handlungskompetenzen an. Für die Bewältigung all dieser Herausforderungen können sowohl die Religion selbst – mit ihren Antworten auf existenzielle und ethische Fragen – als auch die Religiosität in unterschiedlicher Ausprägung wichtige Ressourcen darstellen.

Religiöse Zugehörigkeit und gesellschaftliche Positionierung

Die religiöse Zugehörigkeit überschneidet sich mit anderen Identitätsmerkmalen wie Geschlecht, Schicht, Hautfarbe, Sexualität, Nationalität/Ethnizität und körperlichen bzw. geistigen Befähigungen. Jedes Merkmal hat einen eher privilegierten und einen eher weniger privilegierten Pol. Muslimisch zu sein bedeutet für Jugendliche in der nichtmuslimischen, eher säkularen Schweizer Gesellschaft, anders zu sein als die mythische soziale Norm. Je nach Überkreuzungsposition mit weiteren Merkmalen bewegt sich die jugendliche Person entweder näher zu der oder weiter weg von der imaginierten Norm. Gegenwärtig ist jedoch die Kennziffer «muslimisch» das bedeutendste Differenzmerkmal, das politisch, medial und kulturell hervorsteicht, insbesondere angesichts der steigenden Islamophobie. Die Jugendlichen wissen und spüren das. Selbst wenn sie sich als Kleinkind in ihrem Selbstverständnis nicht gross von den anderen Kindern differenzierten, so werden sie sich spätestens in der Adoleszenz der Dissonanz zwischen Innenerfahrung und Aussenwahrnehmung bewusst. Je nachdem, wo sie in der Schweiz wohnen, sind sie die einzigen oder gehören zu den wenigen «anderen» im Klassenzimmer oder im Jugendzentrum. Im Lehrplan gibt es vielleicht eine Geschichts- oder Geografieeinheit zum Islam, im Jugendzentrum wird eventuell dem Ramadan Beachtung geschenkt, jedoch sind bewanderte Lehrpersonen oder Jugendarbeitende aus vergleichbaren Lebenszusammenhängen immer noch selten. Die erwachsenen Familien-

angehörigen oder Mitglieder der jeweiligen Migrationsgemeinschaft böten theoretisch einen identitätsstiftenden Referenzrahmen. Praktisch schaffen sie aber für die Adoleszenten ein emotionales Spannungsfeld zwischen Loyalität und Abwehr; die Auseinandersetzung dort wird entsprechend eher gemieden.

Die bleiben immer unter sich

Gerade weil ihre Religionszugehörigkeit das entscheidende Othing-Merkmal ist, kreist die Identitätssuche der Jugendlichen oft um Religion. In vielen Fällen ist das Elternhaus selbst gar nicht sonderlich religiös, und oft fehlt den Jugendlichen ein vertieftes Religionswissen. Sie möchten mehr über ihr Anderssein erfahren, sich austauschen können, Rollen ausprobieren. Bei den gleichaltrigen jugendlichen Mehrheitsangehörigen fühlen sie sich nicht aufgehoben, da diesen eine vergleichbare Diskriminierungserfahrung fehlt, und so schliessen sie sich – oft auch geschlechtsspezifisch – denjenigen *peers* mit vergleichbaren Erfahrungen an. Debatten um Händeschütteln, Kopftuchverbote oder Radikalisierung werden lieber unter sich geführt, und die Verweigerung durch Provo-

kation, eventuell mit äusserlicher Veränderung (Bart oder Kopftuch), einem Verhaltenswechsel (Verweigerung Handgeben oder Schwimmunterricht) oder Zähnezeigen (mit Drohvideos, einschlägiger Literatur), wird bedeutungsmächtig gegen aussen artikuliert. Solange diese Jugendlichen ihr empfundenes Anderssein immer wieder neu aushandeln und inszenieren, bedeutet das eine aktive Auseinandersetzung mit der eigenen, auch migrationsbedingten Identität und sozialen Position in der Schweiz, was auf eine dem Alter und der Situation angemessenen Entwicklung hinweist. Vertrauensvolle Gespräche mit einer empathischen, gendersensiblen Fachperson, die selbst vergleichbare Lebenserfahrungen gemacht hat, sich auf informierte Weise auf eine Debatte über den Islam einlässt und sich auch vor schwierigen Themen wie Kriege gegen muslimische Bevölkerungen oder sexualisierte Gewalt nicht scheut, unterstützen diese altersadäquate Entwicklung und beugen möglichen Radikalisierungsneigungen vor. Denn gefährlich wird es meist erst, wenn sich Jugendliche aus ihren sozialen Kreisen zurückziehen, sich isolieren und ihre religiöse Identität nicht mehr verhandeln.

Zur Autorin

Rebekka Ehret



Rebekka Ehret, Dr. phil. in Ethnologie, ist Projektleiterin in der Forschung und Dozentin an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit für die Bereiche Migration, Integration, Diversity, Intersektionalität und verantwortlich für das Weiterbildungsangebot «Herausforderung Jugendliche und (radikalisierte) Islam – ein mehrperspektivisches Fachseminar». Weiter

ist sie Vorstandsmitglied des Dachverbandes Transkulturelle Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik im deutschsprachigen Raum (dtppp).

Literatur

- Dahinden, Janine, Joelle Moret und Kerstin Duemmler, 2011, Die Herstellung sozialer Differenz unter der Berücksichtigung der Transnationalisierung. Religion, Islam und *boundary work* unter Jugendlichen. In: Allenbach, Brigit, Urmila Goel, Merle Hummrich und Cordula Weissköppl (Hg.), *Jugend, Migration und Religion. Interdisziplinäre Perspektive*. Nomosverlag: 223–248.
- Endres, Jürgen u. a., Jung, muslimisch, schweizerisch. Muslimische Jugendgruppen, islamische Lebensführung und Schweizer Gesellschaft. Universität Luzern, Dezember 2013.
- Vertovec, Steven, «Religion and diaspora», *New approaches to the study of religion 2* (2004): 275–304.

Weder Diskriminierung noch Opferrolle

Walter Leimgruber, Präsident der Eidgenössischen
Migrationskommission

Früher waren es «Jugos». Jetzt sind es «Muslime». Die Stereotype haben sich gewandelt. Aber solche allgemeinen Zuschreibungen führen nur zu Diskriminierungen und zur Konstruktion einer Opferrolle. Was zählt, sind die Werte und wie sie gelebt werden. Und vielleicht auch noch, wer bezahlt.

In der Schweiz leben zwischen 350 000 und 400 000 Menschen muslimischen Glaubens. Sie kommen aus den unterschiedlichsten Ländern, aus dem Balkan, der Türkei, dem arabischen und nordafrikanischen Raum, aber auch aus Süd- und Südostasien. Insgesamt sind diese Menschen so unterschiedlich, wie Christen aus Skandinavien, Südeuropa und Afrika verschieden sind. Und nur ein relativ kleiner Teil praktiziert den muslimischen Glauben, so wie auch viele Christen ihren Glauben nicht praktizieren. Es gibt also «die» Muslime so wenig wie es «die» Katholiken oder «die» Protestanten gibt. Viele von ihnen leben schon sehr lange in der Schweiz, ohne dass ihr Glaube je thematisiert worden wäre. Damals waren es eben «Jugos», Albaner, Türken oder Kurden, die man wahrnahm, mit denen man auch bestimmte Bilder und häufig auch Klischees verband, die aber nichts mit ihrer religiösen Zugehörigkeit zu tun hatten.

Wandel der Stereotype

Mit dem Erstarken radikaler Kräfte innerhalb des Islams hat sich diese Wahrnehmung dramatisch verändert, aus den einstigen nationalen und ethnischen Gruppen sind nun religiöse geworden. Gerade der Wandel dieser Stereotype zeigt, wie sehr sich die Wahrnehmung verändern kann, sich im Laufe der Zeit auch verändert hat. Einst galten etwa die Italiener, als «Tschinggen» beschimpft, als nicht integrierbar, heute sind sie Vorzeigemigranten und prägen unseren Lebensstil wesentlich mit. Dann durchliefen die Tamilen eine beachtliche Karriere von Kriminellen und Drogenhändlern zu fleissigen Tellerwäschern und vorbildlichen Pflegerinnen.

Konkrete Haltungen zählen

Schauen wir heute die Muslime an, stellen wir die gleiche Vielfalt fest. In der Debatte scheinen aber nur die Radikalen zu existieren, ironischerweise häufig vertreten von schweizerischen Konvertitinnen und Konvertiten. Diese Gruppe radikalierter Menschen gilt es in der Tat sehr ernst zu nehmen. Aber nicht, indem man alle Muslime in den gleichen Topf wirft. Wir haben nach Jahrhunderten des Antisemitismus in einem langen und schmerzhaften Prozess gelernt, die Juden als gleichwertigen Teil der Gesellschaft zu akzeptieren. Es gilt wegzukommen von Zuschreibungen wie «die» Muslime, «die» Christen, «die» Juden. Solche allgemeinen Zuschreibungen dienen einerseits der Diskriminierung, andererseits auch der Konstruktion einer Opferrolle, die ebenso wenig gerechtfertigt ist. Und sie führen dazu, dass sich Gruppen als zusammengehörig empfinden, die weltanschaulich völlig unterschiedliche Positionen vertreten. Diese Art von Zwangsgemeinschaft gilt es zu vermeiden. Denn es geht um konkrete Haltungen, nicht um die Religionsfreiheit. Welche Gesetze gilt es einzuhalten? Und welche Verhaltensweisen werden im Alltag, in der Schule, im Verhältnis der Geschlechter akzeptiert? Hier gilt es Position zu beziehen.

Werte verhandeln

Nicht selten muss die Gesellschaft diese Position zuerst aber selber finden. Es hat lange gedauert, bis sich eine einigermaßen tragfähige Haltung zu Themen wie Schulschwimmen und Unterrichtsdispensation herausgebildet hat. Denn meist muss sich die Gesellschaft erst klar werden, welche Werte hier verhandelt werden und wie diese zu gewichten sind. Genau diese Auseinandersetzung gilt es zu führen. Wir haben bei mehreren Hunderttausend Muslimen einige Dutzend oder Hundert, die ihre Töchter nicht in den Schwimmunterricht schicken wollen, es geht also nicht um «den» Islam, sondern um eine bestimmte, offensichtlich sehr minoritäre Auffassung von Islam.

58

Wenn wir der Meinung sind, dass diese den grundlegenden Werten der Gesellschaft widerspricht, dann gilt es sie konsequent zu ahnden. Wir haben bei einigen hunderttausend Menschen muslimischen Glaubens einen Fall der Verweigerung des Handschlags. Mit diesem haben wir uns auseinanderzusetzen. Dabei müssen wir uns zuerst bewusst werden, was die Stellung des Handschlags in unserer Gesellschaft überhaupt ist. Denn wir haben uns nie Gedanken dazu gemacht, so wie man sich über selbstverständliche, alltägliche Verhaltensweisen in der Regel keine Gedanken macht. Eben deshalb sind sie Selbstverständlichkeiten. Werden sie aber in Frage gestellt, verlangt das eine klärende Diskussion. Und wenn wir zu einem Resultat kommen, dann gilt es dieses durchzusetzen.

Überzeugungen ändern sich

Was angeblich typisch schweizerisch ist, ist in vielen Fällen nicht so eindeutig, wie manche meinen, und ist auch einem erstaunlichen historischen Wandel unterworfen. Noch vor wenigen Jahrzehnten wäre es völlig «unschweizerisch» gewesen, für die Gleichberechtigung der Geschlechter einzutreten. Die Älteren erinnern sich, wie damals der Untergang der Gesellschaft beschworen wurde, sollten Frauen in der Politik mitreden dürfen. Und sie erinnern sich, dass Frauen bis vor einer Generation grössere Käufe nur mit der Unterschrift des Ehemannes tätigen durften. Heute wird das Bekenntnis zur Gleichstellung der Geschlechter selbst von denjenigen als zwingende Voraussetzung der Integration verlangt, die selber noch vor wenigen Jahren dagegen gestimmt haben. Nehmen wir als zweites Beispiel unsere Einstellung zu gleichgeschlechtlicher Liebe, die noch vor wenigen Jahren von Gesetzes wegen verfolgt und als widernatürlich kritisiert oder totgeschwiegen wurde. Oder nehmen wir die Bedeutung der Religion selber: War der Pfarrer noch vor wenigen Jahrzehnten eine Autoritätsperson, so ist heute die Macht der Kirche für viele kaum mehr existent. War es damals eine Herausforderung, über die Konfes-

sionsgrenzen hinweg zu heiraten, stellt das heute eine kaum mehr erwähnenswerte Normalität dar. Werte befinden sich in einem dauernden Wandel. Ihre Gültigkeit ist der Aushandlung unterworfen. Sind sie aber einmal allgemein anerkannt, dann gilt es sie durchzusetzen – ein langer und mühseliger Prozess, wie das Beispiel der Gleichstellung zeigt.

Kontrolle der Ausbildung und der Finanzflüsse

Wenn es heute zu fanatisierten Positionen kommt, so stellen wir fest, dass häufig in fundamentalistischen Schulen ausgebildete Prediger beteiligt sind, dass Geldgeber dahinterstecken, welche radikalste Glaubensformen überall auf der Welt fördern, dass Länder sie stützen, die unsere Wirtschaftspartner und angebliche Garanten politischer Stabilität sind. Hier liesse sich durch eine genaue Regelung, wer in der Schweiz predigen, lehren und dozieren darf, durch eine Kontrolle der Ausbildung wie auch der Finanzflüsse in religiösen Organisationen und Stiftungen viel erreichen – wesentlich mehr als mit diffusen kollektiven Schuldzuweisungen.

Zum Autor

Walter Leimgruber



Foto: Marion Niisch

Prof. Dr. Walter Leimgruber ist Leiter des Seminars für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel und Vorstands- und Ausschussmitglied der SAGW. Seine Forschungsgebiete umfassen Kulturtheorie und -politik, Migration und Transkulturalität, visuelle und materielle Kultur. Er ist Präsident der Eidgenössischen Migrationskommission (EKM).

Voiler et dévoiler la femme musulmane dans l'art

Silvia Naef, professeure ordinaire,
Université de Genève

Au 19^e siècle, l'orientalisme pictural – alors à son apogée en Occident – se délecte à montrer le corps caché et inatteignable de la femme orientale par de nombreuses scènes de «hammams» et d'autres «harems»: le célèbre *Bain turc* d'Ingres (1863) ou celui de Gérôme (1870) rendent visible ce que les autochtones veulent cacher. Cette visualisation permettait de compenser la frustration provoquée par le voilement des femmes, telle que l'expriment nombre de voyageurs comme Gérard de Nerval ou Théophile Gautier dans leurs récits.

A partir de la fin du 19^e siècle, s'impose dans l'Orient méditerranéen l'art dans sa modalité occidentale, qui remplace les pratiques artistiques présentes dans la région, désignées par le terme d'«art islamique». Des étudiants se rendent en Europe ou en apprennent les techniques auprès d'artistes occidentaux installés sur place. Cet art académique comprend l'exercice du nu, que les premiers peintres de la région pratiquent, comme l'ont montré des expositions récentes telles *Le corps découvert* à l'Institut du monde arabe à Paris en 2012, ou *Arab Nude, The Artist as Awakener* présenté à la galerie de l'Université américaine de Beyrouth en 2016.

Cette pratique s'affirme, et nombreux sont les artistes, hommes ou femmes, à représenter le corps nu, voire le sexe de la femme. De l'Égyptienne Inji Aflatoun (1924-1989) au Marocain Farid Belkahlia (1934-2014), ou, plus récemment Ghada Amer et Yousef Nabil, pour ne nommer qu'eux parmi les contemporains, les représentations plus ou moins discrètes ne manquent pas. Des œuvres qui ne sont pas montrées qu'en cachette, contrairement à une idée répandue.

Du voile au foulard

Le pendant à la femme nue est évidemment la femme voilée. Là aussi, la peinture – et la photographie – orientalistes se plaisaient à illustrer cet élément de l'exotisme oriental. Les artistes de la région, s'ils représentent des femmes en habit traditionnel en empruntant ainsi aux



«Le bain turc», Jean-Auguste-Dominique Ingres, Musée du Louvre.



«Hommage à Courbet» von Farid Belkahlia, 1980.

schémas de l'école orientaliste, entendent figurer sous ces traits la femme du peuple ou la paysanne, comprise comme celle qui sous la colonisation avait su rester elle-même et n'avait pas renoncé aux mœurs du pays. D'où la large absence, dans la peinture arabe de la première moitié du 20^e siècle, des femmes urbaines et occidentalisées avec lesquelles les artistes partageaient leur quotidien. Avec l'apparition de l'art contemporain dans les années 2000, qui coïncide avec la globalisation de la



Sur son site web www.majidakhattari.com l'artiste présente le défilé «Ceci n'est pas un voile».

scène artistique mondiale, la représentation de femmes voilées change de modalité et de signification. C'est sans doute l'américano-iranienne Shirin Neshat qui ouvre la voie avec sa série de photographies *Women of Allah* (1993-1997), dans laquelle elle se reprend revêtue du tchador que le régime iranien avait imposé et portant des objets qui lui paraissaient significatifs du tournant autoritaire et militarisé pris par son pays d'origine. Ses émules seront nombreuses et exploreront des facettes multiples de la thématique du «voile islamique». Ainsi, la franco-algérienne Zineb Sedira, dans *Autoportrait ou Vierge Marie* (2000), se montre habillée d'une mante blanche, traditionnellement portée au Maghreb, tout en suggérant, par son titre, que ce voile «exotique» fait partie également de la tradition occidentale. Avec *Ceci n'est pas un voile* (performé une première fois en 2012) où elle fait défiler des mannequins portant un foulard en référence aux grandes divas du cinéma occidental, la franco-marocaine Majida Khattari essaie également de dédramatiser le sujet.

Une réaction au débat public

Il est symptomatique que ce soient des artistes résidant en Occident qui se sentent le plus concernées par la thématique du voile. En effet, si dans des expositions d'art on voit plus souvent des œuvres montrant des femmes musulmanes voilées plutôt que nues, cela ne s'explique pas uniquement par l'inexistence de telles œuvres ou par la crainte de la réaction qu'elles pourraient susciter, mais aussi par la place que le voile a prise dans le débat public en Europe, qui a transformé ce morceau de tissu en emblème de l'islam et qui fait qu'artistes et commissaires d'exposition lui donnent la priorité sur d'autres sujets.

L'auteure

Silvia Naef



Silvia Naef est professeure ordinaire à l'Unité d'arabe de l'Université de Genève. Spécialiste de l'art moderne dans le monde arabe et de la question des images en islam, elle est l'auteure de «Y a-t-il une question de l'image en Islam?» (2015 [2004]; allemand 2007, italien 2011, persan 2015). Elle a codirigé «Visual Modernity in the Arab World, Turkey and Iran: Reintroducing the «Missing Modern»», section spéciale de la revue «Asiatische Studien/Etudes Asiatiques», 70,4 (2016).

Lectures

- Cardinal, P. et Makram Ebeid, H. (dir.), «*Le corps découvert*», catalogue d'exposition, Paris, Institut du monde arabe, 2012.
- Foehr-Yanssens, Y., Naef, S. et Schlaepfer, A. (dir.), «*Voile, corps et pudeur. Approches historiques et anthropologiques*», Genève, Labor et Fides, 2015.

Öffentliche Veranstaltung

SAGW-Jahresversammlung zum Thema «Islam in der Schweiz»

Programm

Freitag, 19. Mai 2017

16.15–18.30 Uhr, UniS, Bern

Moderation:	Marie-Therese Mäder , Lehrbeauftragte am Zentrum für Religion, Wirtschaft und Politik, Universität Zürich
16.15–16.20 Uhr	Begrüssung durch Jean-Jacques Aubert , Präsident SAGW
16.20–16.25 Uhr	Kurze Einbettung der Thematik in die SAGW-Reihe: Islam in der Schweiz, Manuela Cimeli , wiss. Mitarbeiterin, SAGW
16.25–16.35 Uhr	Kurzpräsentation des Schweizerischen Zentrums für Islam und Gesellschaft (SZIG) der Universität Freiburg durch dessen Leiter und Sozialethiker, Hansjörg Schmid
16.35–16.45 Uhr	Kurzpräsentation der Gastprofessur für Islamische Theologie und Bildung der Universität Zürich durch Meltem Kulaçatan
16.45–16.55 Uhr	Kurzpräsentation der Assistenzprofessur für komparative Theologie der Universität Luzern durch den Dekan der Universität Luzern, Martin Mark
16.55–17.05 Uhr	Kurzpräsentation des Programms «L'enseignement des cultures religieuses et humanistes (ECRH)» des Kantons Neuchâtel durch den Chef de service du Service de l'enseignement obligatoire des Kantons Neuchâtel, Jean-Claude Marguet
17.05–18.35 Uhr	Moderierte Podiumsdiskussion